

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4341) vierteljährlich 1,80 Mk., für 3 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenank.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilen ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgeborene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntags- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die Niederlande im Jahre 1897.

* Leipzig, 8. Januar.

Unser niederländischer vl.-Korrespondent schreibt uns: Das Jahr 1897 war für Holland auf politischem Gebiete ein sehr wichtiges Jahr. Das Jahr 1896 brachte nach neunährigen Geburtschmerzen die Wahlreform, die infolge der Verfassungsrevision von 1887 kommen mußte, und nun sollte 1897 entschieden werden, ob die seit 1848 fast ununterbrochen regierende liberale Partei endlich vom grünen Tisch fortgejagt werden sollte oder nicht.

Die doktrinäre liberale Regierung, die 1896 infolge des Sieges der vereinigten Reaktionen aus Ruder gekommen war, wußte von vornherein, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hatte.

Die Regierung mit ihrer reaktionären Mehrheit machte sich die letzten Monate noch zu nütze, um ein paar Gesetze durchzubringen, das eine, eine Umgestaltung der Zuckersteuer, das andere, ein Entwurf betreffend die Gemeindefinanzen. Die Zuckersteuer wurde etwas rationeller normiert. An Prämien wurde ein Betrag von 3 Millionen Gulden festgesetzt, der jedes Jahr um 150000 Gulden vermindert werden sollte.

Die Regelung der Gemeindefinanzen war ein rein reaktionäres Gesetz. Seit vielen Jahren herrschte in einem Teil des Landes große Unzufriedenheit mit der Steuerregelung der Gemeinden. Vornehmlich die Gegenden, wo der Grund im Besitz nicht selbst bewirtschaftender und nicht am Orte ansässiger Eigentümer war, wußten keinen Rat und mußten bis 10 Proz. des Einkommens Kopfsteuer erheben. Und da gerade in solchen Gemeinden die Massenarmut gewöhnlich sehr groß ist, so hatte die Gemeinde die fast unmögliche Aufgabe, große Bedürfnisse, die die in den Gemeinden herrschende Massenarmut mit sich brachte, zu decken, während die reichen Leute, die zu den Steuern herangezogen werden konnten, fehlten.

Bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit diesem Zustand war zu erwarten, daß die neue, nach dem erweiterten Wahlrecht gewählte Kammer die Forderung der Gemeinden, die nicht ansässigen Eigentümer zur Steuer heranziehen zu dürfen, erfüllen würde. Dagegen mußte Rat geschafft werden, und man that es auf folgende Weise. Das Steuergebiet der Gemeinden wurde nicht erweitert, sondern eingeschränkt. Dagegen bestimmte man, daß jede Gemeinde aus den Reichsfinanzen mit einer Summe von 1.50 Gulden pro Einwohner unterstützt werden sollte.

Einerseits behütete man dadurch die nicht ansässigen Eigentümer vor schweren Steuern, andererseits belam die Regierung eine große unmittelbare Macht über die Gemeindeverwaltungen. Und durch die Einschränkung des Steuergebietes, die darin bestand, daß den Gemeinden das Recht genommen wurde, die sogenannte Kopfsteuer progressiv zu erheben, verhinderte man, daß etwaige sozialdemokratische Mehrheiten in Gemeinderäten im Stande sein würden, etwas im Interesse der arbeitenden Klasse zu thun, indem man ihnen die Mittel dazu entzog.

Mit diesem Gesetze nahm die konservativ-liberale Regierung Abschied vom grünen Tische.

Schon zu Anfang des Jahres hatte inzwischen der Wahlkampf begonnen. Vornehmlich die Merkmalen machten große Anstrengungen. Die Anti-Revolutionären schlossen ein Bündnis mit den Ultramontanen, und, um die Bauern zu gewinnen, setzte man die Schutzölle auf das Wahlprogramm. In der That war die allgemeine Ansicht, daß die Ansichten der Merkmalen sehr gut standen.

Dagegen waren die Liberalen gespalten. Die Liberale Union, die Organisation der Fortschrittler, nahm ein sehr radikales Programm an. Die Konservativen bekämpften es heftig, und eine dritte Fraktion, an deren Spitze der ehemalige Minister Pierson stand, predigte die Einigung zwischen diesen Fraktionen. Dazu kamen die Christlich-Historischen, die nur einen Programmpunkt hatten: die „Schmach“ zu verhindern, daß bei den Wahlen im Jahre 1898 unsere Königin zwischen einem römisch-katholischen Minister und dessen Bundesgenossen stehen müßte.

Der Ausgang des Wahlkampfes, der vielleicht der heftigste war, der sich jemals in Holland abspielte, ist bekannt. Die Merkmalen, die im ersten Wahlgange schöne Erfolge erzielten, erlitten bei den 50 Stichwahlen eine zerschmetternde Niederlage, da in den 44 Kreisen, wo ein Merkmal einen Anti-Merkmalen gegenüber stand, nur drei Merkmalen gewählt wurden.

So hatten wir wieder eine liberale Mehrheit, aber eine, der die verschiedensten Elemente, vom verstockten Konservativen bis zum Radikalen, angehörten. Die übergroße Mehrheit der Liberalen war aber fortschrittlich, und es kam ein fortschrittliches Ministerium aus Ruder, allerdings eins mit dem Vermittlungspolitiker Pierson als Premier und dem Chef der Manchesterliberalen als Minister des Aeußeren.

Wie bekannt, eroberten die Sozialisten drei Mandate: zwei für die sozialdemokratische Arbeiterpartei und eines für einen Sozialistenbündler.

Der erste vom neuen Ministerium ausgearbeitete Etat ist von der Kammer angenommen. Aber schon bei dieser

Gelegenheit hat ein Minister sein Portefeuille verloren. Der Marineminister wurde durch eine Koalition von Merkmalen und Konservativ-Liberalen, denen sich die Sozialdemokraten als Antimilitaristen zugesellten, gestürzt, indem man ihm die Mittel für ein Panzerschiff strich.

Das Auftreten der Sozialdemokraten im Parlament hat Sensation gemacht. Die Rede Troelstra bei den allgemeinen Staatsberatungen war ein Meisterstück der Logik. Als er den Fortschrittler ihre Inkonsistenz vorwarf, da sie bei den Wahlen sich als sehr radikale Befürworter des Arbeiterschutzes ausgespielt hätten und nunmehr durch ein Bündnis mit den ärgsten Gegnern dieses Arbeiterschutzes, den Manchester-Liberalen, sich die Mehrheit sichern wollten, da wußten die Fortschrittler nichts zu erwidern. Fernerhin hatte Troelstra großen Erfolg beim Justizetat, als er die Sache der drei unschuldig verurteilten Brüder Hoogerhuis aus Beetgum in Friesland zur Sprache brachte.

Genosse Van Kol stellte unsere Kolonialausbeuter an den Pranger und verlangte Beendigung des Afrikanerkrieges in einer Rede, die das Schalten und Walten der holländischen Peters und Pauls ins hellste Licht stellte.

Unsere politische Bildung hat im Jahre 1897 einen Riesenschritt vorwärts getan. Der liberalen Partei ist die schöne Aufgabe zu teil geworden: die soziale Gesetzgebung in unserem Lande zu fördern. Thäte sie das in der richtigen Weise, verwendete sie die großen Reichthümer unseres Landes zur Bekämpfung der Massenarmut und zur Hebung der sozialen Lage des ganzen Volkes, so würde sie gewiß dem sterbenden Liberalismus in anderen Ländern einen großen Dienst erweisen.

Aber schon hebt die Reaktion ihr Haupt, und der Sturz des Marineministers zeigt der Regierung schon, daß sie nicht fest im Sattel sitzt und sich den Wünschen der großkapitalistischen konservativ-liberalen zu fügen hat, wenn sie diese nicht in Verbindung mit den Merkmalen zu Begnern haben will.

Die liberale Partei entgeht auch in den Niederlanden, trotz ihrer augenblicklichen Macht, ihrem Untergange nicht, und der Geist, der bei den jüngsten Wahlen wahrzunehmen war, läßt darauf schließen, daß die Merkmalen nicht ihre Erben sein werden.

Die Fortschritte auf politischem Gebiet mußten notwendig Fortschritte der Sozialdemokratie mit sich bringen. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei eroberte sich in diesem Jahre eine Stellung auf dem politischen Kampfplatze, aus der sie keine Macht der Welt vertreiben kann.

Seuiletton.

Wochenschrift.

271

Der Rangierbahnhof.

Roman von Helene Söfhan.

Jetzt mußte der Weg wieder erstiegen werden. Verflucht! Verflucht! Verflucht! Du bist aber nett müde," sagte Emil zu Oly.

Sie kamen gar nicht vorwärts. „Wir müssen uns ein bißchen setzen," sagte sie. „Ich weiß nicht, was ist denn das nur?"

So brachten sie längere Zeit. Oly konnte kaum sprechen vor Heiserkeit. Und Emil lief jetzt nach einer Droschke voraus. „Was ist denn mit ihr?" dachte er unterwegs.

Als sie miteinander in der Droschke saßen, wurde Oly von einem inneren Frost geschüttelt, und Emil schaute ihr ganz verblüfft zu. „Das ist eine dumme Geschichte," dachte Emil.

Daheim legte sie sich auf ihr Sofa, Wangen und Kopf glühten. Emil blieb bei ihr, trotzdem sie immer von neuem sagte: „So geh doch, dummer Junge. Du mußt an Deine Arbeit — Faulpelz! Nun wärst Du wieder einmal froh, für drei Pfennig Urlaub zu haben zum Bummeln."

„Nein, nein, wir hätten nicht gehen sollen, Oly," meinte Emil ganz bedrückt. „Ich wollte, Minni hätte den Karpfen im Magen. Das wär' besser gewesen. Du kannst das Sentimentale doch nicht leiden. Die Karpfengeschichte ist aber schändlich sentimental."

„Nein," sagte Oly. „Gar nicht."

An diesem selben Tage kam der Doktor, wie er gesagt hatte, und nahm die erste eingehende Untersuchung vor. Gastelmeier stand betroffen dabei. Als er Oly unter den Händen des Arztes sah, so hilflos unter einer fremden Macht — da legte sich es ihm wie eine dunkle Wolke über die Seele. Was war denn das? Es drängte sich etwas bei ihnen ein, etwas Dunkles, Unerwartetes, etwas, auf das nicht gerechnet war.

Der Arzt sagte, daß alles, was jetzt nicht so ganz in Ordnung sei, sich geben werde. Er sprach von Ruhe und Pflege, schimpfte über den Unfuh, daß Oly bei dem Winde heute ausgefahren war. Sie sollte jetzt daheim bleiben wochenlang, jedenfalls ohne ärztliche Erlaubnis nicht ausgehen.

„Na, was ist's denn?" fragte Gastelmeier hart, um seine Sorge zu verbergen.

„Was wird's denn sein?" sagte der Arzt. „Wir haben da ein sehr zartes Fräulein, das eine Weile noch gepflegt werden muß. Wenn sie vernünftig ist, macht sich alles gut." Er hieß Oly sich ruhig auf das Sofa legen. Emil breitete ihr eine Decke über die Knie. „So, mein Kind, so werden Sie jetzt ganz ruhig und friedlich bleiben. Sie haben Fieber und ich sollte Sie eigentlich zu Bett schicken; aber ich weiß, wir haben es mit einem unruhigen Geiste zu thun."

Oly äuferte sich in keiner Weise. Sie lag still und matt da und schien sich nach der Anstrengung des Tages doch recht unwohl zu fühlen. In der Dämmerstunde aber kam Köppert unerwartet. Als das Mädchen ihn meldete, flog es wie ein Sonnenstrahl über Olys Gesicht, und auch Gastelmeier kam er wie gerufen.

Oly wollte sich erheben, aber Köppert ging auf sie zu und drückte sie zart und freundlich, wie ein krankes Kind, in

die Kissen zurück, so einfach und natürlich und ohne ein Wort dabei zu sagen. Er legte ihr auch die Decke wieder über die Knie — geschickt und sorgsam. Es war keine Spur von Fremdheit bei ihm zu spüren; dann setzte er sich neben Olys Lager und erzählte dies und jenes, und kam auch wieder auf ihre Bilder zu sprechen und machte ihr allerlei Vorschläge. Er sprach zu ihr wie zu seinesgleichen, ohne alles Öbnerium, wie der Künstler zum Künstler.

„Sonderbar," sagte Oly, „weshalb sind Sie so gut zu mir? Halten Sie mich wirklich für etwas — etwas — ich weiß nicht — darf ich's nennen?"

„Ja," sagte Köppert.

„Für ein Talent?" Wie klang die arme Stimme tonlos, zaghaft und heiser.

„Ja," sagte Köppert.

„Und deshalb sind Sie wieder gekommen, um es mir noch einmal zu sagen?"

„Na ja."

„Nun heißt es rasch gesund werden!" sagte sie, und die Augen leuchteten ihr in einem fieberhaften Glüd.

„Ruhig — ruhig! Sie wissen doch noch. Erinnern Sie sich — „Injekt". Erinnern Sie sich's?"

„Ja, ja," flüsterte Oly. „Man muß es erst lernen, so zu denken."

Köppert wohnte bei seiner alten Mutter und hatte ihr, auf die Frage, wohin er ginge, gesagt: „Zu einem armen Seelchen."

„Na, was das nun heißen soll? Da wird er wieder so etwas aufgetrieben haben," hatte die alte Frau gedacht „irgend einen Unfuh."